

Wolfgang Czielsa

Schuhe für den Preisträger

Die Preisverleihung findet in einem Pavillon statt. In diesem Jahr wird der Große Preis an G. verliehen. Ich sitze in der ersten Reihe, G. sitzt sieben oder acht Plätze links von mir. Der Laudator vergisst nicht alle jene zu erwähnen, ohne die der Preis nicht zustande gekommen wäre, und hebt dabei besonders einen ortsansässigen Schuhfabrikanten hervor. Ob auch ein Geldbetrag inbegriffen ist, verrät der Festredner nicht. Er möchte G. ein Paar handgenähte, offenbar sehr kostbare Schuhe überreichen.

G. steigt aufs Podest. Eloquent hält er eine Rede, in der es um Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, um die Toten und die noch nicht Geborenen, um das Nichts und das Nirgends, das Skurrile und das Profane, um die Gesellschaft und den Einzelnen, ja, auch um den Kauzigen geht, die aber jeden Hinweis auf Dankbarkeit gegenüber den Organisatoren vermissen lässt. Auf die Schuhe kommt er erst am Ende zu sprechen, in einer Beiläufigkeit, die der Sponsor als eine Herabsetzung empfinden könnte. Offen bleibt, ob der große Schriftsteller überhaupt bereit ist, den Preis anzunehmen.

Das gehört sich nicht, denke ich. Auch wenn der zu Ehrende von der Dotierung enttäuscht sein sollte, kann er auf einer solchen Festveranstaltung die für ihn gefertigten Schuhe nicht mit dieser Wortkargheit offensiv ignorieren. Aber vielleicht zeichnet den Autor gerade seine Rücksichtslosigkeit aus, seine unbedingte Ehrlichkeit, die sich heute darin zeigt, keine Dankbarkeit zu heucheln, wenn die Enttäuschung dominiert.

Ich möchte die festliche Veranstaltung vor einem Eklat bewahren, nehme dem Festredner die Schuhe ab und probiere sie an. G. nickt mir billigend zu. Das Leder ist außergewöhnlich weich und gut gepolstert. Eine feste Sohle und einen Absatz jedoch vermisste ich; vielmehr sind die Schuhe rundum elastisch wie Boxhandschuhe. Die Dämpfung bewirkt einen federnden Gang, und sogleich habe ich den Eindruck, dass mit ihnen nur ein sehr schnelles Gehen möglich ist, nicht in großen Schritten wie in Siebenmeilenstiefeln, aber doch in rasanten tänzelnden Bewegungen. Obwohl mich weder G. noch der Laudator nach meiner Einschätzung gefragt haben, meine ich, die Eigenschaft

der Schuhe bewerten zu sollen. Könnte man gut im Haus tragen, sage ich, jedoch dürfe das Leder nicht mit Schnee in Berührung kommen.

Als ich mich umblicke, ist das Gelände außerhalb des marmornen Pavillonbodens durchgehend von einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Wir alle könnten bis zum nächsten Morgen hierbleiben und tanzen, der Schnee würde sicher bald geschmolzen sein. Ich versuche ein paar Tanzschritte und finde mich allein auf einem Bahnsteig wieder. Während die Plattform der Gegenrichtung von einer, wenn auch schwachen, Laterne beleuchtet ist, herrscht auf meiner Seite nachtschwarze Dunkelheit. Mit federnden Schritten spaziere ich auf und ab. Einer schwarzen Frau – schwarz gekleidet, schwarzes Gesicht – kann ich erst im letzten Moment ausweichen. Wie bei einer vorbeirauschenden Dampflok streift mich ihr Luftzug. Schon bin ich über das Ende des Bahnsteigs hinausgeschossen und finde mich auf dem Schotterbett neben den Gleisen wieder. Dem weichen Leder der Schuhe tun die spitzen Schottersteine nicht gut, und ich will wieder auf den Bahnsteig zurück. Da

erst merke ich, dass ich ungefähr einen Meter tief gefallen sein muss, stehend gelandet, ohne mich zu verletzen. Um wieder hochzukommen, stütze ich mich auf die Bahnsteigkante, schwinde ein Bein hinauf und blicke über die Dächer der Stadt. Vor mir liegt Rio de Janeiro. Jedoch sehe ich nichts von dem, was ich mit Rio verbinde, weder den Zuckerhut noch den Corcovado, weder die Lagune noch eine der Meeresbuchten; keine Spur von den Flachdächern der Betonburgen, auch kein Wellblech, vielmehr befinde ich mich in einer organischen Landschaft miteinander verbundener Dächer, wie sie der Künstler Friedrich Hundertwasser nicht harmonischer hätte entwerfen können. Ich weiß nicht, wie ich darauf komme, dies könnte Rio de Janeiro sein. Grüntöne dominieren, Moosgrün in Olivgrün, Lindgrün in Tannengrün, alles mit präziser Körnigkeit und Klarheit des Bildes, die mich augenblicklich glücklich macht wie G.s Pullover, in den sein letzter Roman eingestrickt ist. Die geländerlose Treppe, die ich hochsteige, ist zur links abfallenden Landschaft offen. Nein, sage ich mir, jetzt gehe ich nicht zur Toilette, diese schöne Phase will ich auskosten.

Auszug aus dem noch unveröffentlichten
Roman *Traumfahrer Quirx*.